

KONGRESSBERICHT

31. KONGRESS DER DGKJP IN HAMBURG



Einen Suizid kündigen Jugendliche meist an

Etwa sieben Prozent der Jugendlichen haben nach Daten einer Ulmer Studie bereits einen Suizidversuch unternommen. Jeder Sechste verletzt sich selbst.

Von Uwe Groenewold

Selbstverletzendes und suizidales Verhalten ist unter Schülern weiter verbreitet als bislang gedacht. Mehr als jeder dritte 15-jährige hatte bereits Suizidgedanken, wobei knapp sieben Prozent schon einen Suizidversuch unternommen haben. Bei-

Rauchende Mädchen verletzen sich oft selbst.

nahe jeder sechste Jugendliche verletzte sich im vergangenen Jahr selbst. „In einer Klasse mit 29 jugendlichen Schülern sitzen ein bis zwei, die bereits einen Suizidversuch unternommen haben“, hat Dr. Paul Plener von der Uniklinik Ulm berichtet. Er hat 665 Schüler im Alter von 14 bis 17 Jahren mithilfe des Self-Harm Behavior Fragebogen (SHBQ) und der Allgemeinen Depressionsskala (ADS) zu Suizidgedanken, -drohungen und -versuchen befragt. Die Ergebnisse hat Plener jetzt auf dem Kongress in Hamburg vorgestellt.

Ein Drittel hatte schon mal suizidale Gedanken

Suizidale Gedanken wurden demzufolge von 239 Schülern (36 Prozent) berichtet. 104 Schüler (15 Prozent) erklärten, dass sie zumindest einmal in ihrem Leben damit gedroht hatten, sich umzubringen. Tatsächliche Suizidversuche hatten 43 Schüler (6,5 Prozent) unternommen. Bei ihnen waren die Werte auf der Depressionskala ADS im Vergleich zu anderen Schülern deutlich erhöht.

65 Prozent der Jugendlichen, die einen Suizidversuch unternommen hatten, hatten diesen zuvor angekündigt, sagte Plener. Solche Drohungen

sollten daher immer Ernst genommen werden. Er riet dazu, bei Verdacht auf suizidales Verhalten unbedingt nachzuhaken. „Aktives Nachfragen triggert keinen Suizidversuch!“ Insgesamt plädierte er dafür, Früherkennung und Prävention auch in der Schule zu implementieren.

Ängste begünstigen Selbstverletzungen

Angst, Depressionen und eine hohe Problembelastung führen nicht nur zu Suizidgedanken – sie sind auch wesentliche Gründe, weshalb sich junge Menschen selbst verletzen. Privatdozent Romuald Brunner von der Uni Heidelberg stellte auf dem Kongress eine Stichprobe von Schülern der 9. Klassen des Rhein-Neckar-Kreises vor. Knapp 5800 Mädchen und Jungen (Durchschnittsalter 15 Jahre) haben an der Fragebogenaktion teilgenommen. Ein bis drei selbstverletzende Handlungen – also Schneiden, Kratzen oder Schlagen – haben demnach elf Prozent der Jugendlichen im vergangenen Jahr vorgenommen; vier Prozent gaben an, dies mehr als viermal innerhalb von zwölf Monaten getan zu haben.

Mädchen verletzten sich deutlich häufiger selbst; bei den gelegentlichen Selbstverletzungen beträgt das Verhältnis Mädchen/Jungen etwa 2:1, bei den wiederholten 3:1. Ein Grund dafür könnte im Elternhaus liegen: Probleme der Mädchen werden von Eltern viel seltener wahrgenommen als Probleme der Jungen, so Brunner. Besonders gefährdet seien junge Raucherinnen. „Von den täglich rauchenden Mädchen gaben 50 Prozent an, sich selbst zu verletzen.“ Auch hier sei eine bessere Früherkennung dringend erforderlich.



Einfach runterspringen – mit solchen Gedanken spielt etwa ein Drittel der Jugendlichen. Foto: forca/www.fotolia.de

Aus der Klinik entlassen – damit endet die Betreuung

Ambulante Nachsorge gibt es nur selten.

Bislang gibt es kaum Daten, wie sich die Patienten nach der Klinikentlassung weiter entwickeln. Ein Beispiel nannte Dr. Antje Thiele von der Kinder- und Jugendpsychiatrie Scheidegg. Die Zahl der ADHS-Patienten, die dort behandelt werden, hat sich in den vergangenen fünf Jahren auf über 200 pro Jahr mehr als verdreifacht. In der Reha-Klinik können ganze Familien stationär einbezogen werden. Thiele beklagte jedoch die fehlende Vernetzung mit ambulanten Einrichtungen: „Ein Großteil der Patienten hatte noch nie Kontakt mit einer ambulanten Kinder- und Jugendpsychiatrie. Die Zuweisung erfolgt in 75 Prozent der Fälle über Kinder- und Hausärzte.“ Ungeklärt sei deshalb auch hier oft die Frage: Wie geht es anschließend weiter?

Ähnlich sieht es bei der Behandlung magersüchtiger Jugendlicher aus, hat Dr. Jan Gerrit Behrens von der Seepark-Klinik Bad Bodenteich berichtet. Dort wurden in den vergangenen zehn Jahren 213 minderjährige Patienten mit Anorexia nervosa behandelt. Die stationäre Therapie war sehr erfolgreich: Die mittlere Aufenthaltsdauer betrug 82 Tage, der BMI stieg von 15,1 bei Aufnahme auf 17,4 bei Entlassung. Wie sich die Situation bei den fast ausschließlich weiblichen Patientinnen (nur 2,3 Prozent waren männlich) allerdings nach dem stationären Aufenthalt entwickelte und ob es eine ambulante Nachsorge gab, ist noch unklar. „Wir schreiben die Mädchen derzeit an und sind selbst sehr gespannt auf die Ergebnisse.“

Bei jugendlichen Adipositas-Patienten ist das Ergebnis oft deutlicher: Meist könne während eines stationären Aufenthaltes ein massiver Gewichtsverlust erzielt werden, hat Dr. Dirk Dammann von der Fachklinik Wangen berichtet. Wieder zu Hause, hätten viele Jugendliche die verlorenen Pfunde allerdings in kurzer Zeit wieder zugelegt. (ugr)

Familien-basiertes Programm beugt Drogenkonsum vor

„Familien stärken“ lautet der vorläufige Name eines neuen Präventionsprogramms gegen Sucht und Verhaltensstörungen. Es soll noch in diesem Jahr evaluiert werden.

Zwischen Substanzmissbrauch und psychischen Störungen bei Kindern und Jugendlichen besteht ein enger Zusammenhang, wie eine aktuelle Untersuchung ergeben hat, die jetzt auf dem Kinder- und Jugendpsychiatriekongress in Hamburg vorgestellt

worden ist. An der Studie haben 116 Kinder und Jugendliche im Alter von 11 bis 17 Jahren teilgenommen, die stationär oder teilstationär in Kliniken für Kinder- und Jugendpsychiatrie behandelt wurden. Mittels Selbstbeurteilungsfragebogen, strukturierter Interviews und Drogenscreening wurde der Konsum legaler und illegaler psychoaktiver Substanzen geprüft.

Die Ergebnisse: Bei 24 Prozent der Patienten in der Jugendpsychiatrie diagnostizierten die Studienärzte einen kritischen Alkoholkonsum, bei 11 Prozent einen kritischen Drogenkonsum. Von den älteren Jugendlichen gaben 80 Prozent an, regelmäßig zu rauchen, 65 Prozent tranken regelmäßig Alkohol und 60 Prozent hatten in den letzten 12 Monaten mindestens einmal illegale Drogen konsumiert.

Im Vergleich zu einer Kontrollgruppe mit psychisch gesunden Ju-

gendlichen sei bei den psychisch kranken Patienten sowohl ein früheres Einstiegsalter als auch ein höherer Drogenkonsum festgestellt worden, hat Dr. Thomas Stegemann vom Hamburger Uniklinikum Eppendorf (UKE) erläutert. Für Stegemann ist dies ein deutliches Indiz, dass der Konsum psychoaktiver Substanzen einen wichtigen Risikofaktor für psychische Störungen darstellt und die Prognose der Patienten verschlechtert.

Ein neues familienbasiertes Präventionsprogramm könnte hier wichtige Dienste leisten. Es stammt aus den USA und trägt die Bezeichnung „Strengthening Families Pro-

gramm“ (SFP). In mehreren kontrollierten Studien ließen sich damit der Konsumbeginn und die Konsummenge von Tabak, Alkohol und Cannabis reduzieren. Zudem nahmen kindliche Verhaltensauffälligkeiten wie Aggressivität in Familie und Schule ab, die Noten besserten sich, das Familienleben war entspannter, was auch an den verbesserten Erziehungskompetenzen der einbezogenen Eltern lag.

Das Präventionsprogramm richtet sich vor allem an 12- bis 13-jährige Schüler und deren Eltern. Es beinhaltet wöchentliche Treffen á drei Stunden sowie Vertiefungsseminare und erstreckt sich über ein halbes Jahr. Eltern und Schüler werden in der Regel getrennt geschult, hieß es auf dem Kongress. (ugr)

Weitere Infos zu den Präventionsprogrammen unter www.uke.de/zentren/suchtfragen-kinder-jugend

Eltern essgestörter Mädchen häufig psychisch krank

Die Ursachen von Essstörungen sind noch weitgehend unklar, vermutet wird auch ein erblicher Einfluss. Eine Untersuchung der Berliner Charité hat diese Hypothese jetzt gestützt. 73 Mütter und Väter von Mädchen mit Anorexie oder Bulimie wurden mittels strukturierter Interviews befragt. 51 von ihnen erfüllten die Kriterien einer psychischen Störung, hat Lea Woltd von der Kinder- und Jugendpsychiatrie der Charité auf dem Kongress berichtet. Vor allem die Anorexie-Patientinnen und ihre Eltern hatten signifikant erhöhte Raten für Zwangs- und Persönlichkeitsstörungen. (ugr)